

Bei den Verwundeten.

Bilder aus den Spitälern.

Der kurze Stillstand in den blutigen Waffenhängen auf den Schlachtfeldern in Galizien und Belen während der Vorwachen, der eine merkbare Ebbe in unseren zahlreichen Soldaten-Spitälern zeitigte und ganze Bettreihen leerte, ist von neuen hartnäckigen, für unsere Waffen erfolgreichen Zusammenstößen auf beiden Kriegsschauplätzen verdrängt worden. In zahlreichen Zügen, aufs sorgsamste betreut, werden die Verwundeten aus diesen schweren Kämpfen jetzt wieder Tag für Tag nach Wien gebracht, wo ihrer die liebevollste Pflege wartet. Und leider sind — ein Zeugnis für die ungewöhnliche Festigkeit der letzten Schlachten — wieder viele Schwererwundete unter ihnen, die nur mit fremder Hilfe auf Tragbahnen aus den Zügen in die breiten, bequemen Sanitätsautomobile gehoben werden können. Gierig schlürfen sie an den reichbesetzten Büfets der Labehalle noch rasch den heißen Tee hinunter, den ihnen geschäftige Damen kredenzen, knabbern an den Kaffee, dann ein paar wohlthuende Züge aus einer Zigarette, und in eiliger Fahrt geht es den Spitälern zu.

Dort haben die Ärzte jetzt wieder alle Hände voll zu tun. In der Klinik S o c h e n e g g im Allgemeinen Krankenhaus, wo die schweren Operationen zumieistausgeführt werden, sind die beiden großen Krankensäle, das Offizierszimmer und die kleinen Nebenräume, die etwa 140 Patienten Raum bieten, bis auf das letzte Bett besetzt. Es sind freilich auch noch viele Verwundete da, die ihre schweren Verletzungen in den ersten größeren Schlachten bei Dublin und Rawaruska empfangen und noch immer nicht ganz genesen sind.

Da liegt noch mancher mit einem der gefährlichsten Bauch- oder Kopfschüsse, die nur die Kunst unserer Chirurgie mit großen Schwierigkeiten zu heilen wußte. Ein schwerer Fall ist zum Beispiel jener brave Infanterist dort, dem die feindliche Kugel neben der Wirbelsäule in den Körper drang, den Darm und das Hüftbein durchschlug und in dem harten Knochen

stecken blieb. Der Sitz der Kugel war derart fest, daß es den Anstrengungen der Feldärzte nicht gelang, sie zu entfernen. Erst eine mühsame Knochenoperation auf der Klinik förderte sie zutage. Der zerfetzte Darm wurde genäht, und jetzt ist der Patient, der alle Schmerzen willig ertrug, gerettet, muß aber, obwohl seither zwei Monate verstrichen sind, noch immer das Bett hüten. Er hat das Liegen herzlich satt und hat — eine echte Soldatennatur — keinen sehnlischeren Wunsch, als bald zur Front in den Kugelregen zurückzukehren. Auch einen Wiener, einen Pionier, dem eine Kugel, als er eine unserer Truppenabteilungen über den San bringen half, den rechten Oberarm zerschmetterte, der ihm jetzt kraftlos in der Schlinge liegt, trafen wir zu unserem Erstaunen bei bestem Humor. Mit seinem munteren, aufgeräumten Wesen, seinem schlagfertigen Mutterwitz ist er ein Liebling der schwergeprüften Kranken und der Pflegschwester, denen er manche amüsante Stunde bereitete. „Denen müssen und den östlichen Serbenbanden wer'n wir's zeig'n; die müssen wir abidrah'n, da gib't's nig!“ ist sein fester Glaubenssatz, zu dem er auch den verbissensten Zweifler befehrt. Schlechter ist es seinem Gegenüber ergangen, einem prächtigen ungarischen Banernburschen, dem ein Schuß in den Kopf ging, das Gehirn streifte und die ganze rechte Körperhälfte lähmte. Mit selbstverbundenem Kopf liegt er regungslos da. Seine hübschen braunen Augen wandern von einem Gesicht zum anderen, aber der arme Kerl bringt kein Wort hervor, und mühsam zieht er die linke Ecke der Oberlippe empor, wenn die Pflegerin ans Bett tritt und ihm die Fleischbissen in den Mund schiebt. Noch so ein nettes Bürschchen liegt da aufs Bett hingestreckt, mit blondem, sorgfältig gescheiteltem Haar und lebenslustig blühenden Blauaugen. Gierig hebt er sich im Bett, froh, mit jemandem sprechen zu können. Da sehen wir mit Schaudern, daß ihm der Hodärmel schlaff und leer von der rechten Achsel herunterfällt. Er errät unsere Frage. „Ja“ sagt er lächelnd, „den haben sie mir bei Dublin heruntergeschossen.“ Der intelligente Junge ist sehr gelassen und erzählt seine tragische Geschichte wie ein gewöhnliches selbstverständliches Vorkommnis. Er war Kammerdiener bei der Prinzessin L. in Wien, als ihn der Befehl zum Wasserdienst rief. Als Reservist rückte er zu den Feldjägern ein. Bei Dublin war sein Regiment anfangs September just in eine neue Stellung eingezogen, und ehe sie noch ihren Schützengraben vollendet hatten, erhielten sie von dem Feind aus einer verdeckten Stellung ein mörderisches Feuer. Eine Granate schlug in seiner Nähe ein und zerriß ihm buchstäblich den rechten Arm, der nur noch an einem Stumpfe hängen blieb. Ein Splitter drang ihm in die Rippen. Ohnmächtig stürzte er nieder, wurde dann aufgefunden und nach Wien gebracht, wo man ihm den Arm amputierte. Er erlitt noch vor der Operation einen schweren Blutverlust, da ihm ein Knochensplitter die Schlagader aufgerißt hatte. Später erkrankte der arme Kerl auch noch an der Ruhr, so daß er wochenlang zwischen Tod und Leben schwebte. Seine kräftige Natur hat ihm geholfen. „Krieg ist Krieg“, schließt lächelnd der blonde Junge seine Geschichte, „was kann man da machen?“ Er war anfangs in einem anderen Spital untergebracht. Aber dort wollte eine allzu sparsame Komitèedame seinem wiedererwachten kräftigen Appetit Grenzen stecken, die ihm nicht behagten. „Ich habe dem Vaterland meine Gliedmaßen geopfert. Da will ich mich doch wenigstens jetzt satt essen können“, dachte der scharmante Bursche, der trotz seiner Körperverstümmelung dem Wiener fröhlichen Epikuräertum nicht entsagt hat, und suchte um die Verlegung in sein jetziges Quartier an, wo er sich sehr zufrieden fühlt. Die Prinzessin zeigte sich von dem traurigen Schicksal ihres Kammerdieners tief berührt. Sie und ihr Gemahl besuchten ihn häufig im Spital und trugen für seine Bequemlichkeit Sorge. Auf einem Kättchen neben dem Bett des Patienten steht das Bild der Prinzessin mit ihrem Söhnchen und daneben ein Stoß guter Bücher, die sie ihm zur Zerstreuung sendete. Der strebsame Bursche besucht übrigens jetzt in den Vormittagsstunden die vom Architekten G r o ß e l f i n g e r in der „Zeit“ angekündigte und bereits errichtete Schule für Einarmige, wo er mit 21 Mitschülern einen ausgezeichneten Schreibunterricht erhält. Er zeigt uns voll Stolz einige Proben, die schon eine geübte Hand verraten.

Von den elf Offizieren, die das Spital beherbergt, hat namentlich einer eine merkwürdige schwere Kopfverletzung erlitten. Die Kugel drang ihm, als er mit etwas vorgebeugtem Körper im Sturmangriff auf den Feind einbrang, schief durch die Stirn und trat unterhalb des Ohres heraus, wobei sie die Schlagader zerriß. Hier trat zunächst die Natur selbst als Schützerin ein, da sich bei der Ausschüßöffnung ein Blutpfad bildete, der das gänzliche Ausströmen des Blutes verhinderte, so daß der schwererwundete Offizier trotz des tagelangen Transportes in operationsfähigem Zustand in Wien eintraf. Bange Wochen vergingen nach der komplizierten Operation, wobei die zerrissene Schlagader unterbunden wurde, doch heute ist der Offizier, dessen bleiches, abgehärmtes Gesicht die Spuren der überstandenen Leiden trägt, gerettet, und auf dem Gesicht der jungen Frau, die neben dem Bett des in tiefem Schlafe liegenden Gatten sitzt, glänzt eine stille Freude.

Auch zwei forsche Jungen aus Deutschland sind da, ein Infanterist aus Ostpreußen, der die Russen aus der deutschen Grenzmark verjagen half und dabei einen bösen Bauchschuß erhielt, der bis zur Darmwand drang und an dem er bis heute laboriert. Aber er ist festen Mutes. „Ach ne, famos geht es da oben. Ich sag' Ihnen, wir machen die Kerls alle. Das hat auch der Hauptmann gesagt, der gestern bei mir war.“ Und dann verient er sich in die Lektüre eines Soldatenromans aus dem Jahre Siebzigt, den er sich mitgebracht hat. Sein Kollege ist Gardereservist, ein echter Berliner. Er stand mit seinem Regiment kurz vor dem Siege Sindenbura vor den Masurischen Sümpfen, wo er

für sein Leben gern mit dabei gewesen wäre — über Sindenburg gib't's nicht —, das Regiment mußte aber nach dem Süden abgehen, und dort hatte er das Pech, daß ihm eine Schrapnellkugel den rechten Arm zerriß, der heute noch in einem Gipsverband liegt, da die Heilung der zertrümmerten Knochenteile sehr langwierig ist. „Und auch höchst langweilig“, wie unser Soldat hinzusetzt. Er hat einen Stoß deutscher Zeitungen vor sich und ist über alles, was draußen vorgeht, gut unterrichtet.

Ein feltamer Gast ist ein serbischer Komitadschi, der unseren Truppen in Serbien schwer verwundet in die Hände fiel. Er liegt mit einem verbissenen achtsahnen Gesicht, in dem ein langer Sämmurrbart herunterhängt, apathisch da und steht auch den kroatischen Verwundeten die ihn in seiner Muttersprache anreden, nur ungenügend Rede. Er starrt meist zur Decke des Zimmers empor und läßt über den fremden Besucher einen scheuen Blick gleiten. Es ist ihm übrigens etwas Merkwürdiges passiert. Er hatte einen Schuß in das linke Bein erhalten und war, als ihn unsere Truppen nach einer gewonnenen Schlacht unter den zurückgelassenen Verwundeten auffanden, bereits von serbischen Feldärzten notdürftig verbunden worden, aber so mangelhaft, daß das zerichlossene Bein um eine Handspanne kürzer wurde als das rechte Bein. In Wien erhielt er einen regelrechten Gipsverband, aber das kurze Bein ist ihm geblieben.